

Der Erkenntniswert von metaphorischen Aussagen

Autor(en): **Brülisauer, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **41 (1982)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BRUNO BRÜLISAUER

Der Erkenntniswert von metaphorischen Aussagen

Behauptungssätze, die metaphorisch verwendete Ausdrücke enthalten, haben ein Doppelgesicht. Auf der einen Seite vermitteln sie aufgrund ihrer Indikativform und ihrer klar vorhandenen deskriptiven Intention den Eindruck, dass sie kognitiver Natur sind, d.h. dass sie uns Tatsachen vermitteln, die für die Erkenntnis der Welt in dieser oder jener Hinsicht relevant sind. Gemäss einer traditionellen und noch heute verbreiteten Überzeugung liegt das Besondere ihres Erkenntniswertes darin, dass sie unersetzbar sind: die Tatsachen, die durch sie mitgeteilt werden, können anders als so nicht ausgedrückt werden. Auf der anderen Seite jedoch scheinen sich diese Aussagen entschieden gegen den Versuch zu wehren, ihren Erkenntnisgehalt konkreter zu fassen. So stösst z.B. die Frage nach ihrer Wahrheit bzw. Falschheit irgendwie ins Leere. Die Vagheit der Bedeutung der in ihnen verwendeten Metaphern lässt es als unmöglich erscheinen, genau die Bedingungen anzugeben, unter denen diese Aussagen entweder wahr oder falsch sind. Als Folge davon wird auch der ihnen zunächst zugebilligte Erkenntniswert wiederum problematisch.

Selbst wenn wir von einer weiten Bedeutung des so unterschiedlich umgrenzbaren Terminus «Erkenntnis» ausgehen – was ich hier tun will –, ist es wegen der Vielgestalt, in der Metaphern erscheinen, ausgeschlossen, auf die Frage, ob metaphorische Aussagen einen Erkenntniswert haben, mit einem entschiedenen Ja oder Nein zu antworten. Man muss mehrere Typen von Metaphern auseinanderhal-

ten, und es zeigt sich dann, dass die Antwort auf diese Frage je nach dem Metapherotyp, den man im Auge hat, verschieden ausfällt. Grundsätzlich vertrete ich eine mittlere Position, d.h. ich führe Gründe an, die sowohl gegen eine extreme anti-kognitive These wie gegen eine extrem pro-kognitive These geltend gemacht werden müssen.

Der Blick sei im folgenden in erster Linie nicht auf jene Sprachwerke gerichtet, in denen Metaphern vielleicht am häufigsten vorkommen – in der Dichtung, namentlich in der Lyrik –, sondern zur Hauptsache auf Aussagen der Spruchweisheit, vor allem auf Sprichwörter, danebst auf solche aus dem Bereich der Metaphysik. Was das erste betrifft, so habe ich deshalb vorwiegend Sprichwörter gewählt, weil sie nebst ihrer Kürze und Überschaubarkeit den Vorzug aufweisen, relativ kontextunabhängig verständlich zu sein¹. Der Bezug zur Metaphysik bedarf kaum einer Erklärung, denn gerade in ihr hat die metaphorische Ausdrucksweise immer dort eine wichtige Hilfsrolle gespielt, wo im gedanklichen Aufstieg vom konkreten Einzelnen hinauf zum Abstrakten und Transzendenten die gewöhnlichen Termini ihren Dienst versagten, wo man aber gleichzeitig die Überzeugung hatte, es bleibe noch etwas Bedeutsames zu sagen. Die Sprache Platons ist dafür ein Beispiel aus der antiken, diejenige Schellings und Hegels eines aus der neuzeitlichen Philosophie.

Die folgende Untersuchung gliedert sich in einen kurzen historischen Erstteil und einen systematisch-analytischen Hauptteil. Im ersten Teil soll der anti-kognitive Standpunkt in einer seiner historisch wirksamsten Erscheinungsformen kurz zu Wort kommen. Es handelt sich dabei um die Metaphysik-Kritik des Positivismus und um die damit verhängte Kritik desselben an dem Erkenntnisanspruch metaphorischer Aussagen.

I.

Eine zentrale Aufgabe der Philosophie ist die Erkenntniskritik, sei es, dass eine solche als ausgebildete Theorie, durch welche die Bedin-

¹ Die Sprichwörter, soweit ihre Herkunft nicht in Klammer genannt wird, sind dem Werk entnommen: Die deutschen Sprichwörter, hrsg. v. Karl Simrock, Basel 1881⁴.

gungen und Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens systematisch dargelegt werden, entwickelt wird – wie das Hume und Kant getan haben –, oder sei es, dass sie sich darauf beschränkt, im Einzelfall, wo eine Behauptung mit einem Erkenntnisanspruch geäußert wird, nach den Rechtfertigungsgründen derselben zu fragen. Kants Absicht in der «Kritik der reinen Vernunft» war unter anderem die, den Anspruch der metaphysischen Systeme, der darin bestand, gewisse, die Erfahrung transzendierende Erkenntnisse von einer überzeitlichen Wirklichkeit vermitteln zu können, als ungerechtfertigt darzulegen. Diese anti-metaphysische Grundeinstellung behielt in unserem Jahrhundert auch die positivistische Erkenntniskritik bei – vertreten von dem frühen Wittgenstein und Carnap sowie in England namentlich von Ayer –, jedoch radikalisierte sie sich bei diesen dadurch, dass der Terminus «Metaphysik» wesentlich weiter gefasst wurde, so dass dann sowohl Kants Erkenntnistheorie selbst unter ihn geriet (im schlechten, «spekulativen» Sinne) wie auch die Gesamtheit aller Wert- und Normaussagen (soweit man diese letzteren nicht emotivistisch deutete). Vor allem aber gründete sich die Metaphysik-Kritik des Positivismus auf einen gegenüber Kant veränderten Standpunkt. Kant verwarf die spekulative Metaphysik (im Unterschied zu seiner eigenen transzendentalen) aufgrund einer bestimmten Ansicht über die Struktur der menschlichen Vernunft. Er meinte, diese sei so beschaffen, dass sie sich in Widersprüche verwickle, wenn sie die Grenzen der Erfahrung überschreite. Das Vergebliche eines solchen Überschreitungsversuches erklärte er aus einer tatsächlichen Beschaffenheit unserer Vernunft. Wie aber A. J. Ayer zu Beginn seines Buches «Language, Truth and Logic» (1935) mit Recht sagt: aus einer Kritik der Methode, durch die man fälschlich glaubte, die Erfahrung transzendieren zu können, folgt nicht, dass die Aussagen der Metaphysik falsch sind; sie hätten auch auf einem anderen Weg, z. B. mittels intellektueller Anschauung, gewonnen werden können, und sie könnten trotz der Berechtigung von Kants Kritik dennoch zufällig wahr sein. Der Positivismus setzte mit der Metaphysik-Kritik anders an, indem er die Aufmerksamkeit – dabei die Bedingungen der Erkenntnisentstehung ausser Acht lassend – auf die Sprache richtete, in der die Erkenntnis notwendig formuliert werden muss. Gemäss der empiristischen Grundeinstellung erklärte er als Kriterium der Sinnhaftigkeit

einer Aussage dasjenige der Verifikation. Dieses Kriterium ist später korrigiert und ergänzt worden; wir brauchen für unseren Zweck nicht darauf einzugehen. Bedeutsam für das folgende ist die allgemeine Auswirkung, welche diese Blickwende von der psychologischen (Hume) und transzendentalen (Kant) Erkenntnistheorie hin zur Sprachkritik auf die Beurteilung des Erkenntniswertes von metaphorischen Aussagen gehabt hat.

Bela Juhos hat in seinem Buch «Das Wertgeschehen und sein Erfassen»² den Zusammenhang zwischen Metaphysik-Kritik und Metapher-Kritik in die folgenden Worte gefasst: «Metaphysische «Sätze» werden im allgemeinen, so wie die analytischen und empirischen Sätze, mit Hilfe der Ausdrücke einer bestimmten Sprache S, z. B. der Sprache unserer Wissenschaften oder auch unserer Alltagssprache, dargestellt. Immer aber werden einige dieser *Ausdrücke, sobald sie in einem metaphysischen Satz vorkommen* (meist stillschweigend) *in einer Weise gebraucht, die von den für die Ausdrücke in der Sprache S gültigen Gebrauchsregeln abweicht*. Die betreffenden Ausdrücke erhalten so eine *doppelte* Bedeutung. Erstens haben sie eine legitime, durch die Regeln der Sprache S festgelegte Bedeutung, und zweitens eine *durch Verletzung dieser Regeln entstehende «metaphysische Bedeutung»*, die dann immer einen mehr oder weniger ungenauen, verschwommenen Charakter hat, da die jeweilige Metaphysik aus bestimmten Gründen es unterlässt, die aufgegebenen Regeln der Sprache S durch neue unzweideutige Bestimmungen zu ersetzen³.» Über die Metaphern, auf die Juhos hier anspielt, äussert er sich explizit ein wenig später wie folgt: «Dass durch eine Metapher keine Erkenntnis vermittelt wird, ist leicht ersichtlich. Sie deutet höchstens eine oberflächliche Ähnlichkeit der verglichenen Dinge, Vorgänge an, ohne indessen nachprüfbare Kriterien für eine etwaige Gleichheit von Beziehungen oder Gesetzmässigkeiten in den verglichenen Fällen anzugeben⁴.» Und schliesslich, gleich danach: «Eine gut gewählte Metapher kann freilich den Glauben wecken, dass man etwas erkannt, etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückgeführt habe. Es ist

² Bela Juhos: Das Wertgeschehen und sein Erfassen, Meisenheim am Glan, 1956.

³ ebda. S. 36.

⁴ ebda. S. 40.

dies aber immer eine Scheinerkenntnis, weil eben eine Metapher nie Kriterien zur Nachprüfung der neuen Behauptung angibt. Werden solche Kriterien angegeben, dann handelt es sich nicht mehr um eine Metapher, sondern es werden dann zwei ähnliche Tatsachen, die jede für sich durch genaue Merkmale zu kennzeichnen sind, durch einen allgemeineren Begriff oder ein allgemeineres Gesetz zusammengefasst⁵.»

Juhos gibt mit diesen Worten, in denen zugleich die Auffassung der meisten Denker des Wiener Kreises zum Ausdruck kommt, klar zu verstehen, auf welchem Argument die positivistische Metaphysik-Kritik beruht: metaphysische Aussagen sind ohne Erkenntniswert, weil gewisse Ausdrücke in ihnen in einer neuen Weise verwendet werden, ohne dass diese Verwendungsweise explizit in einer Regel angegeben wird. Diese positivistische Kritik der Metaphysik zieht eine analog zu formulierende Kritik der Auffassung, wonach metaphorische Aussagen einen Erkenntniswert haben, nach sich. Obwohl der von den genannten Positivisten vertretene Begriff von Metaphysik der Sache, um die es in der Metaphysik seit Aristoteles bis Hegel gegangen ist, in mehreren Hinsichten nicht gerecht wird, halte ich die von Juhos damit in Verbindung gebrachte Kritik an dem Erkenntnisanspruch metaphorischer Aussagen im Wesentlichen für richtig. Ein auffälliger Mangel dieser Kritik besteht jedoch in der Vernachlässigung einer Unterscheidung, die die Gegenstandsausrichtung betrifft. Es wird nicht unterschieden zwischen metaphorischen Aussagen, mittels derer eine Behauptung über transzendente Dinge intendiert wird – man könnte in diesem Fall von «metaphysischen Metaphern» sprechen –, und anderen, die sich auf Gegenstände der Erfahrung in Raum und Zeit beziehen – in welchem Fall man von «empirischen Metaphern» sprechen könnte.

Worauf es bei dieser Unterscheidung ankommt, veranschaulichen die folgenden zwei Beispielpaare. Ein bekannter Satz aus Hegels «Wissenschaft der Logik» lautet: «Das reine Sein und das reine Nichts sind also dasselbe.» Und Schelling lässt in seiner Abhandlung «Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge» (1802) den Gesprächspartner Bruno sagen: «Denn im Absoluten ist alles absolut,

⁵ ebda. S. 40/41.

wenn also die Vollkommenheit seines Wesens im Realen als unendliches Sein, im Idealen als unendliches Erkennen erscheint, so ist im Absoluten das Sein wie das Erkennen absolut, und indem jedes absolut ist, hat auch keines einen Gegensatz ausser sich in dem anderen, sondern das absolute Erkennen ist das absolute Wesen, das absolute Wesen das absolute Erkennen» (I, IV, 303/304 der Gesamtausgabe von 1856–1861). Auch wenn man diese zwei Sätze aus ihrem weiteren Kontext zu verstehen versucht, bleiben sie schwerverständlich und insofern als Erkenntnissätze problematisch. Allein es fragt sich, ob diese Tatsache nur mit dem Hinweis auf die in ihnen metaphorisch verwendeten Ausdrücke erklärt werden kann. Ihre Schwerverständlichkeit rührt auch daher, dass wir schlechthin nicht wissen, von welcher Art von Gegenständen sie überhaupt handeln. Gefragt, ob sie wahr oder falsch sind, wüssten wir nicht einmal, in welcher Richtung wir Ausschau halten sollten. Das hängt aber damit zusammen, dass es sich um metaphysische Sätze handelt, d.h. um Sätze, die auf einen über-raumzeitlichen Gegenstandsbereich Bezug nehmen. Anders verhält es sich mit metaphorischen Sätzen, die auf Gegenstände der Erfahrung in Raum und Zeit Bezug nehmen. Dazu das zweite Beispiel-paar:

- (1) «Wo kein Schleier, da ist keine Freude.»
- (2) «Der Mann ist ein Fluss, die Frau ein See» (Kurdisches Sprichwort).

Auch bei diesen Sätzen bereitet die Frage nach ihrem Wahrheitswert – und bedingt dadurch diejenige nach ihrem Erkenntniswert – Schwierigkeiten, aber trotzdem sind wir in diesem Fall nicht völlig im Ungewissen, worüber die Sätze handeln. Sie handeln von Gegenständen der gewöhnlichen Erfahrung, auch wenn eine gewisse Unsicherheit darüber besteht, um welche speziellen Erfahrungen es sich dabei handelt. Als empirische Metaphern haben sie jedenfalls einen – intuitiv beurteilt – einsichtigeren Aussagegehalt als die erstgenannten metaphysischen Metaphern. Gegen die positivistische Kritik, die alle Metaphern über einen Leisten schlägt, scheint es von der Sache her geboten, zwischen metaphysischen Metaphern und empirischen Metaphern zu unterscheiden – gewissermassen zur Ehrenrettung der letzteren. Denn während es starke Gründe gibt, die gegen einen Erkennt-

niswert der metaphysischen Metaphern sprechen, haben die empirischen Metaphern meist ein unleugbares erhellendes Moment an sich, auch wenn es jeweils auf Anhub schwierig erscheint, dieses genauer zu erfassen.

II.

In diesem zweiten Teil geht es, ausgenommen die Schlussbetrachtung, darum, aus dem Bereich der empirischen Metaphern einzelne Beispiele metaphorischer Sätze zu analysieren. Es wird sich zeigen, dass wir, wie am Anfang angedeutet, mehrere Typen von Metaphern unterscheiden müssen. In bezug auf jeden dieser Typen kann dann zur Frage nach dem Erkenntniswert in einer spezielleren Form Stellung genommen werden. Angeregt wurden die folgenden Untersuchungen hauptsächlich durch zwei Beiträge zum Thema «Metapher», die mittlerweile international bekannt geworden sind. Der eine ist Max Blacks «Metaphor»⁶, der andere Nelson Goodmans «Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols»⁷. Mit Black teile ich den Grundgedanken seiner Interaktionstheorie (s. unten) – eine Theorie, die er in seinem neueren Artikel «More about Metaphor»⁸ ausgearbeitet und verteidigt hat. Gegen die Theorie würde ich vielleicht geltend machen, dass sie nicht auf alle Typen von Metaphern gleich gut anwendbar ist (dass sie vor allem auf den Typ zugeschnitten zu sein scheint, den ich später «Metapher durch Kategorienvertauschung» nenne). Ausserdem verfolge ich hier eine gegenüber Blacks Untersuchung leicht veränderte Zielsetzung. Die Ausgangsfrage ist hier – nicht so bei ihm – die: Können wir metaphorische Behauptungssätze sinnvollerweise «wahr» bzw. «falsch» nennen? Und was für eine Funktion, soweit ihnen diese Art der Beurteilung nicht angemessen ist, kommt ihnen stattdessen zu? Was die Ausführungen Goodmans angeht, so entwickelt dieser nicht eigentlich eine Theorie der Metapher, wie Black es

⁶ Max Black, Metaphor, erstmals erschienen in «Proceedings of the Aristotelian Society» LV (1954), S. 273 – 294; in dtsh. Übersetzung erschienen in: Jörg Zimmermann (Hrsg.): Sprachanalytische Ästhetik, Textsammlung, Stuttgart 1978.

⁷ Nelson Goodman: Languages of Art, 1968, dtsh. «Sprachen der Kunst» 1973.

⁸ Max Black: More about metaphor, erschienen in der Zeitschrift «Dialectica», Vol. 31 (1977).

tut. Es handelt sich bei ihnen mehr um eine Reihe geistreicher Einzelüberlegungen, deren Wert in der Anregung liegt. Charakteristisch für seine Position ist es, dass er die Grenze zwischen metaphorischen und nicht-metaphorischen Ausdrücken weniger scharf zieht als Black; m. E. nivelliert Goodman den Unterschied zwischen Metaphern und buchstäblichen Ausdrücken zu stark. Neben Black und Goodman sei ferner genannt M. C. Beardsley mit «The Metaphorical Twist»⁹ und «Metaphor»¹⁰, zwei weitere Beiträge, denen ich Anstösse verdanke. Ein Beleg für die im übrigen mittlerweile immense Literatur über das Thema «Metapher» ist die Bibliographie von Warren A. Shibles¹¹.

Bevor ich zur Analyse einzelner Beispiele übergehe, seien einige Bemerkungen gemacht zum Begriff der Metapher im allgemeinen. Zuerst gilt es festzuhalten, dass die Sprache nicht hinsichtlich aller Arten von Ausdrücken metaphorisch verwendet werden kann. In Betracht kommen nur diejenigen Ausdrücke, die man in der Logik als »Prädikate« bezeichnet (Eigennamen können nicht metaphorisch verwendet werden; wo der Anschein dagegen spricht – z. B. wenn jemand einen Diktator als «Nero» bezeichnet –, wird der Ausdruck als Prädikat verwendet). Ferner werden meist nicht alle Prädikatausdrücke in einem metaphorischen Satz metaphorisch verwendet. Im Satz «Alle Menschen sind Brüder» wird zwar «Bruder», nicht aber «Mensch» metaphorisch verwendet. Black spricht von dem metaphorisch verwendeten Ausdruck in einem metaphorischen Satz als von dem «Brennpunkt» (focus) und von dem Rest des Satzes als von dem «Rahmen» (frame) der Metapher. Im weiteren sind es nun vor allem drei Kennzeichen, durch die metaphorische Sätze charakterisiert sind.

Das erste und wohl auffälligste Kennzeichen ist dies, dass metaphorische Sätze gemäss einer möglichen – meist der historisch ursprünglichen – Bedeutung des Prädikatausdrucks (ich nenne sie fortan die «primäre» oder «elementare» Bedeutung) evident *falsch* sind. An dem folgenden Sprichwort sei das noch einmal vergegenwärtigt:

⁹ M. C. Beardsley: The Metaphorical Twist, erschienen in der Zeitschrift «Philosophy and Phenomenological Research», Vol. 22 (1962).

¹⁰ M. C. Beardsley: Metaphor, in «Encyclopedia of Philosophy», hrsg. v. Paul Edwards (New York: Macmillan, 1967), Vol. 5.

¹¹ Die Bibliographie von Warren A. Shibles «Metaphor, An annotated Bibliography and History» (The Language Press, Box 342, Whitewater, Wisconsin 53190, 1971) enthält um die 3000 Titel von Büchern und Artikeln über dieses Thema.

(3) «Wer rastet, der rostet.»

Wir verstehen die Intention der Aussage natürlich recht gut. Doch wissen wir zugleich, dass einer, der rastet, deswegen nicht rostet – nur Metalle können oxydieren. Die Frage ist, weshalb wir dem Satz (3) trotz der Falschheit, in der primären Bedeutung genommen, ein erhellendes Moment zubilligen. Die Antwort, die nahezuliegen scheint, nämlich dass wir «rosten» hier eben in einer übertragenen Bedeutung verstehen müssen, führt zunächst nur an den ungelösten Problem- punkt heran: was ist die übertragene Bedeutung von «rosten» in Satz (3)? Wir werden darauf weiter unten anhand eines analogen Beispiels näher eingehen.

Ein zweites Kennzeichen besteht darin, dass metaphorische Aussa- gen, in der primären Bedeutung ihres Prädikates genommen, nicht bloss falsch sind, sie sind überdies gewissermassen *unsinnig*. Dass der Mann ein Fluss ist, wie in (2) gesagt wird, ist nicht nur falsch, es ist auch eine unsinnige Behauptung. Umgekehrt macht die Unsinnigkeit einer Wortverbindung natürlich noch nicht eine gute Metapher. Das zeigt sich an den zwei folgenden Sätzen:

(4) «Die Zeit ist ein spielendes Kind» (Heraklit).

(5) «Die Zeit ist ein Enkel.»

In der primären Bedeutung genommen sind beide Sätze falsch und etwa gleich unsinnig. Sie erweisen sich aber als ungleiche Anwärter auf eine Metapher. Während wir wohl bereit sind, dem Satz (4) ein erhellendes Moment zuzugestehen, sind wir es in bezug auf (5) ent- schieden weniger. Das führt zum dritten Kennzeichen. Es ist die für Metaphern charakteristische *Spannung* zwischen der Unsinnigkeit der Verbindung auf der einen Seite und dem Erhellenden derselben auf der anderen.

Zu der jetzt folgenden Typeneinteilung will ich voraus bemerken, dass ich nicht beanspruche, mit den drei behandelten Typen alle mög- lichen Metapherntypen erfasst zu haben. Eine vollständige Phänome- nologie würde zweifellos viel mehr Typen an den Tag bringen. Jedoch dürfte es sich bei den drei berücksichtigten Typen um die drei meist verwendeten handeln.

1. Stilistische Metaphern

Ein erster Typus umfasst jene Aussagen, in denen die Metapher eine rein stilistische Funktion hat. Sie sind hinsichtlich ihres Erkenntniswertes insofern problemlos, als sie durch kognitiv synonyme Sätze ersetzt werden können, in denen der fragliche Ausdruck nicht mehr in metaphorischer Verwendung vorkommt. Der Begriff «kognitiv synonym» ist selbst nicht problemlos, wie Quine gezeigt hat¹², ich will auf dieses Problem hier jedoch nicht eingehen. Was gemeint ist, sei durch das folgende Beispiel exemplifiziert; jemand sagt über ein Gemälde:

(6) «Das ist ein trauriges Bild.»

Dieser Satz (Goodman verwendet ihn als Beispiel) ist sicher metaphorisch zu verstehen, denn Bilder können nicht traurig sein. Jedoch scheint er nicht mehr zu sagen als

(6a) «Dieses Bild stimmt den Betrachter traurig.»

In Satz (6a) wird «traurig» auf Menschen angewendet, d. h. der Ausdruck kann in seiner primären Bedeutung verstanden werden. Sicher darf man (6a) nicht als in jeder Hinsicht synonym mit (6) betrachten, aber die beiden Sätze scheinen zumindest dieselben Wahrheitsbedingungen zu haben.

Was auf Satz (6) zutrifft, gilt für alle Metaphern dieses Typs: wir können für den problematischen metaphorischen Satz einen relativ problemlosen nicht-metaphorischen Satz substituieren. Sätze, die nur Metaphern dieses Typs enthalten, stellen kein besonderes Problem dar. Die Frage nach ihrem Erkenntniswert fällt zusammen mit der Frage nach dem Erkenntniswert jener nicht-metaphorischen Sätze, auf die die ersteren sich zurückführen lassen.

2. Metaphern durch Kategorienvertauschung

Metaphern dieses zweiten Typs sind von grösserem Interesse, weil sie nicht mehr problemlos auf entsprechende nicht-metaphorische

¹² W. v. O. Quine: Two dogmas of Empiricism, 1951.

Sätze zurückgeführt werden können. Sie scheinen ein nicht-reduzierbares Element in ihrer Metaphorik zu enthalten. Als Paradigma für diesen zweiten Typ stehe nebst dem Beispiel (2), das auch zu dieser Gruppe gehört, das folgende Sprichwort:

(7) «Für eigene Fehler sind die Menschen Maulwürfe, für fremde Luchse.»

In der primären Bedeutung genommen, ist auch dieser Satz sicher falsch – Menschen sind Menschen, und nicht Maulwürfe oder Luchse. Trotzdem verstehen wir ihn in einer anderen Bedeutung sehr gut. Eine Unsicherheit entstünde vielleicht dann, wenn jemand entgegenhielte: «Das ist nicht so», und wir nach Argumenten Ausschau halten müssten, die den Satz verteidigen.

Dieser zweite Metapherotyp unterscheidet sich deutlich von dem dritten, unter (c) zu behandelnden, den ich «Metaphern durch Dehnung» nennen werde. Zu diesem dritten Typus gehört z. B. Satz (3). Wenn in (3) das Wort «rosten» auf den Zustand angewendet wird, in den wir durch ein allzu müssiggängerisches Ausruhen hineingeraten, so wesentlich aus dem Grund, weil wir zur Charakterisierung dieses Zustandes eine passende andere Vokabel nicht zur Verfügung haben. Die Vokabularerweiterung ist das Hauptmotiv zur Schaffung von «Metaphern durch Dehnung». Anders im Fall des vorliegenden Typus. Die Ausdrücke «Maulwürfe» und «Luchse» werden in (7) auf Dinge angewandt, für welche die Sprache bereits einen Terminus bereithält, nämlich eben «Mensch».

Die Metapher in (7) bringt uns nicht ein neues Wort in die Sprache, im Gegenteil: sie bringt eine aufgrund der bestehenden Sprache errichtete Ordnung in Verwirrung, indem sie eine geläufige zoologische Klassierung durchkreuzt, oder allgemeiner: indem sie eine Kategorienvertauschung begeht. Metaphorische Sätze – wie auch die Vergleichssätze – stehen in Opposition zur klassifikatorischen Aussage. Während die letztere darauf abzielt, die artspezifischen Unterschiede zwischen den Dingen hervorzuheben, ziehen die ersteren über die Abgrenzungen hinweg wieder eine Verbindung (und zwar handelt es sich um eine solche zwischen einem Sachverhalt in der Natur zu einem anderen in der menschlichen Erlebniswelt). Das Irritierende an (7) liegt darin, dass die Menschen mit Maulwürfen nicht bloss verglichen

werden, sondern die Klasse der Menschen derjenigen der Maulwürfe – in einer gewissen Hinsicht – subsumiert wird: Menschen *sind* Maulwürfe bzw. Luchse.

Wenden wir uns jetzt der Hauptfrage zu: Wenn Satz (7), sofern wir seine Prädikate in ihrer primären Bedeutung nehmen, evident falsch ist – wie sollen wir ihn dann sonst verstehen, damit er eine Chance hat, wahr zu sein? Am nächsten liegt wohl die Antwort, bei Sätzen dieses Typs handle es sich um elliptische Vergleiche, d. h. der Satz (7) sei zu lesen als «Für eigene Fehler sind die Menschen *wie* Maulwürfe, für fremde *wie* Luchse». So beurteilt, könnten wir die Prädikate in der primären Bedeutung nehmen, ohne dass der Satz von vorneherein falsch würde. Diese Interpretation ist nicht ganz von der Hand zu weisen, doch muss sie, um die Sache zu treffen, präzisiert werden. Zumindest ist Satz (7) nicht ein einfacher Vergleich, wie er etwa dann gezogen würde, wenn jemand die Höhe eines Wohnhauses mit der einer Kathedrale vergliche. In diesem Fall bestünde eine gemeinsame Vergleichsbasis, nämlich die räumliche Höhe. Gerade eine solche Basis scheint aber in (7) zu fehlen. Maulwürfe sind wohl optisch sehschwach, aber sie sind naturgemäss unfähig, Fehler zu sehen. Statt mit einer direkten Ähnlichkeit haben wir es in (7) mit einer indirekten zu tun, im Sinne einer Verhältnisgleichung: danach besagt Satz (7) dann soviel wie: Die Menschen verhalten sich zu Ihrer Einsichtsfähigkeit für eigene bzw. fremde Fehler so wie Maulwürfe bzw. Luchse zu ihrer optischen Sehkraft.

Doch selbst in dem Fall, dass wir metaphorische Sätze des zweiten Typus als elliptische Vergleiche verstehen, bleibt die weitere Frage bestehen, wie wir dann solche Vergleichssätze verstehen sollen. Sind sie zu verstehen als Behauptungssätze, die bestimmte Tatsachen mitteilen und in bezug auf welche man sich die Frage nach ihrer Wahrheit bzw. Falschheit erlauben darf – oder haben sie eine ganz andere, nicht-deskriptive Funktion? Wir sind an diesem Punkt zu einem kleinen Exkurs über explizite Vergleichssätze genötigt; ich werde danach zu Satz (7) zurückkehren und zur Frage, als was er zu verstehen ist, Stellung nehmen.

Nehmen wir zum Ausgangspunkt dieses Exkurses folgendes Beispiel:

(8) «Das Glück gleicht dem Balle, es steigt zum Falle.»

Jedermann versteht ungefähr, was dieses Sprichwort sagen will. Auf der anderen Seite leuchtet es nicht ganz ein, inwiefern das Glück und ein Spielball sich gleichen sollen. Das auf beide Dinge zugleich angewandte Prädikat «steigt zum Falle» täuscht eine Gleichheit lediglich vor, wo sachlich kaum eine besteht: der Ball steigt durch mechanische Kraft und fällt unter dem Einfluss der Schwerkraft; das Glück dagegen, sofern es auch steigt und fällt, tut dies in einer wesentlich anderen Bedeutung. Man könnte das so ausdrücken: während das Prädikat auf Spielbälle in seiner primären Bedeutung zutrifft, trifft es auf das Glück lediglich metaphorisch zu. Wenn wir also Satz (8) so verstehen, als ob er auf einer direkten Ähnlichkeit basiere, dann zeigt sich: auch der explizite Vergleich verbirgt eine Metapher (in diesem Fall eine des dritten Typs, Metapher durch Dehnung). Wir sind also durch die Reduktion von Metaphern des zweiten Typs auf Vergleichssätze das Problem der metaphorischen Bedeutung nicht losgeworden.

Nun können wir Satz (8) auch anders verstehen. Tatsächlich besteht zwischen einem physikalischen Festkörper und einer seelischen Befindlichkeit keine nennenswerte direkte Ähnlichkeit, doch analog zu Beispiel (7) können wir wiederum eine indirekte Ähnlichkeit feststellen. Satz (8) besagte danach etwa soviel wie: Wie für uns ein Ballwurf relativ zu dem, was unser Spieltrieb möchte, von kurzer Dauer ist – so ist es auch das Glück relativ zu dem, wovon wir idealerweise träumen; und wie wir mit einem noch so kräftigen Wurf nicht verhindern können, dass der Ball zurück zur Erde fällt – so können wir auch das Glück am Niedergang nicht hindern (beides unter dem Einfluss einer Macht, über die wir nicht verfügen) usw. Nehmen wir einmal an, die Absicht von Vergleichssätzen sei die, dergleichen Verhältnisähnlichkeiten festzustellen. Es stünde dann ihr Behauptungscharakter im Vordergrund, und man wäre daher berechtigt, nach dem Erkenntniswert derartiger Vergleichsbehauptungen zu fragen. Hier begegnen wir aber einer für Vergleiche und metaphorische Aussagen gleichermassen vorhandenen Schwierigkeit. Sie hängt mit dem Begriff der komparativen Ähnlichkeit zusammen. Im Unterschied zu dem sehr speziellen Begriff der geometrischen Ähnlichkeit, die durch Teilgleichheit definiert ist (so heissen zwei Dreiecke dann ähnlich, sofern sie winkelgleich

sind), ist die komparative Ähnlichkeit (z.B. zweier Farben, zweier Gesichter) nicht durch Teilgleichheit definiert (zwei Dinge, die sich komparativ ähnlich sind, können dies in einem unterschiedlichen Grad sein). Nun haben wir es bei Vergleichen ausschliesslich mit der komparativen Ähnlichkeit zu tun. Wir müssen demzufolge bei der Beurteilung ihres Erkenntniswertes auf die Dichotomie von Wahr/Falsch verzichten zugunsten eines Kriteriums, das Graduierungen zulässt. Vergleiche sind nicht wahr oder falsch; wir können sie allenfalls mehr oder weniger «erhellend» nennen. Die diesem Kriterium anhaftende Vagheit überträgt sich notwendigerweise auf den Aussagegehalt des Vergleichs als ganzen.

Zu diesem Ergebnis gelangen wir, sofern wir von der Annahme ausgehen, dass die Funktion der Vergleichssätze die sei, Verhältnis-Ähnlichkeiten festzustellen, dass sie also in erster Linie Behauptungscharakter haben. Eine ganz andere Frage ist es, ob diese Annahme richtig ist. Es gibt eine für alle Vergleiche wesentliche Eigenschaft, die dagegen spricht: Vergleiche haben immer eine bestimmte Richtung, d.h. sie lassen sich nicht umkehren, ohne dass die Satzbedeutung grundlegend verändert wird. So sagt Satz (8) etwas ganz anderes aus als seine Umkehrung:

(8a) «Der Ball gleicht dem Glück, er steigt zum Fall.»

Satz (8) handelt von Glück, (8a) von Bällen. Ausserdem ist (8) als Vergleich relativ erhellend, (8a) dagegen offensichtlich weniger. Diese Tatsache der Nicht-Umkehrbarkeit müsste uns wundern, sofern wir von der Annahme ausgehen, die Basis des Vergleichs sei nur eine Ähnlichkeitsrelation, denn diese ist umkehrbar (wenn a dem b ähnlich ist, dann auch b dem a), es müsste demzufolge auch der Vergleich umkehrbar sein ohne wesentliche Veränderung der Satzbedeutung. Nun stellen wir aber fest: der Vergleichssatz (8), sowenig wie jeder andere Vergleich, ist nicht umkehrbar ohne Veränderung der Satzbedeutung; wir können daraus entnehmen, dass er mehr beabsichtigt, als bloss eine Ähnlichkeit festzustellen. Der Vergleichssatz (8) will uns in erster Linie zu einer bestimmten Einstellung gegenüber dem menschlichen Glück überreden, indem er uns nötigt, das Glück gleichsam durch den Filter eines Ballwurf-Ereignisses zu sehen. Wie weit diese durch ihn faktisch gezogene Verbindung real fundiert ist, darauf kommt es nicht

allein an. Das Entscheidende geschieht dadurch, dass sie gezogen wird, und dass damit eine gewisse Einstellung zum Glück suggeriert wird. Zu unserer Erfahrung, die wir über das Glück bereits gemacht haben, erhalten wir durch den Vergleich in (8) nicht eine zusätzliche Information. Er will im Gegenteil unsere bisherige Vorstellung vom Glück korrigieren. Wie für (8) speziell, gilt für die Vergleichssätze allgemein: sie lassen die verglichenen Dinge nicht an dem Ort, wo sie bisher waren, sondern sie rücken eines der beiden Dinge merklich in die Nähe des anderen. Insofern suggerieren sie die Ähnlichkeit, die sie festzustellen vorgeben. Es überwiegt die appellative-persuasive Komponente gegenüber der Behauptungsfunktion.

Kehren wir jetzt zurück zu Satz (7). Wir sind von der Erwägung ausgegangen, dass Sätze dieser Art als elliptische Vergleiche verstanden werden können. Es gibt dann zwei Interpretationsmöglichkeiten. Gemäss der ersten hat Satz (7) primär eine Behauptungsfunktion; die Frage nach seinem Erkenntniswert scheint zunächst sinnvoll zu sein. Jedoch zeigt sich dann sogleich, dass der Inhalt dieser Behauptung lediglich eine komparative Ähnlichkeit sein kann, dass daher zumindest die Beurteilung nach wahr bzw. falsch unangemessen ist. Der Erkenntniswert muss durch vagere Prädikate, wie «erhellend» und «nicht erhellend» beurteilt werden.

Gemäss der zweiten Möglichkeit hat Satz (7) primär eine appellative-persuasive Funktion. In diesem Fall tritt die Frage nach dem Erkenntniswert in den Hintergrund; sie ist dann vielleicht überhaupt unangemessen.

Die zweite Interpretation scheint nun auch in dem ganz anderen Fall angebracht, wo wir Sätze von der Art wie Beispiel (7) nicht als elliptische Vergleiche verstehen wollen. Diese zweite Linie verfolgt Max Black in seinem Aufsatz «Metaphor»⁶ unter dem Namen «Interaktionstheorie»; was gemäss dieser Theorie in Satz (7) und solchen gleichen Typs (Black verwendet das Paradigma «Man is a wolf») in Verbindung gebracht wird, sind nicht Menschen und Maulwürfe bzw. Luchse, sondern bestimmte Meinungen – landläufige Vorstellungen oder auch theoretisch fundierte Annahmen –, die wir über die Menschen einerseits und über diese Tiere andererseits hegen. Ausschlaggebend für diese Art Metapher ist, was für Assoziationen, Vorstellungen und Einstellungen die Erwähnung dieser Tiere in uns, als Nicht-

Fachzoologen, auslöst, und dass diese dann mit unserem traditionellen Bild vom Menschen interagieren und dadurch dieses verändern. So gelten Maulwürfe gewöhnlich als Tiere, die sich vor der Realität des Tageslichtes verkriechen, und die Dinge, wie sie bei Licht besehen sind, nicht sehen wollen; Luchse als Tiere, die frei umherschweifen, auf Beute ausschauen und gefährlich sind usw. Die Metapher in (7) suggeriert uns, die Menschen stärker durch den Filter solcher, bereits anthropomorph modifizierter Vorstellungen von diesen Tieren zu sehen, so dass gewisse Eigenschaften des Menschen hervortreten, andere zurücktreten. Die Funktion der Metapher dieses Typs ist in diesem Fall eine ähnliche wie diejenige der Vergleichssätze. Wie bei diesen ist auch ihre Absicht nicht die, unser bisheriges Wissen über die Menschen zu erweitern, indem sie auf eine neuentdeckte Ähnlichkeit hinweise, sondern die, es zu korrigieren. Satz (7) will dann soviel sagen wie: Die Menschen sind nicht so, wie man es idealerweise gern von ihnen annähme; vielmehr trifft auf sie in gewisser Hinsicht die Vorstellung und die Wertung zu, die wir von Maulwürfen bzw. Luchsen haben. Die gegenüber dem Satz (7) angemessene Frage ist daher nicht die, ob er eine korrekte Behauptung macht, sondern ob wir die durch ihn suggerierte Wertung übernehmen wollen.

3. Metaphern durch Dehnung

Die unter diesen dritten Typus fallenden Metaphern sind die am meisten verbreiteten. Ein Beispiel dazu haben wir bereits kennengelernt mit dem Satz (7): «Wer rastet, der rostet.» Er macht uns ferner den für alle Metaphern dieses Typs charakteristischen Vorgang deutlich: ein Prädikat wird unter Aufrechterhaltung der Erinnerung an seine primäre Extension auf eine neue Art von Objekten übertragen; sein Anwendungsbereich wird gedehnt. Diese Übertragung kann aus sehr verschiedenen Gründen erfolgen; gewöhnlich stehen die Objekte der herkömmlichen Extension mit denen, auf die das Prädikat übertragen wird, von der Natur her in keiner engeren Beziehung.

Bevor wir die Frage nach dem Erkenntniswert von Aussagen, die Metaphern dieses Typs enthalten, sinnvoll stellen können, müssen wir uns einer anderen Frage zuwenden, aus deren Beantwortung allerdings

diejenige der ersten sich weitgehend von selbst ergibt. Diese andere Frage lautet: Was ist das Kriterium, mittels dessen wir in einem Satz das Prädikat überhaupt als eine Metapher dieses Typs erkennen? Oben ist gesagt worden, dass es ein Kennzeichen von metaphorischen Sätzen sei, dass sie bei Zugrundelegung der primären Bedeutung ihres Prädikates evident falsch sind. Das mag zwar ein notwendiges Merkmal sein, aber es ist kein hinreichendes. Der Satz: «Er ist angestellt als Schalterbeamter bei einer Bank», wird sicher falsch, sofern wir «Bank» als Ausdruck für Sitzgelegenheiten verstehen; wir fassen aber deswegen «Bank» in diesem Satz nicht als Metapher auf – vielmehr kommt es uns hier gar nicht in den Sinn, an Bänke zu denken (wenngleich ursprünglich der Ausdruck von Bänken auf Kreditanstalten übertragen worden ist). Wenn die Erweiterung eines Anwendungsbereichs eines Prädikates nicht in jedem Fall zu einer Metapher führt, sondern manchmal auch einfach zu einem gewöhnlichen neuen Ausdruck, wie das Wort «Bank» und andere Homonyme zeigen, welche zusätzliche Bedingung muss dann hinzutreten, damit wir von einer «Metapher» sprechen?

Ausschlaggebend ist die Unterscheidung zwischen dem Fall, wo jemand mit dem fraglichen Satz die extensionale Dehnung des Prädikates zum ersten Mal vornimmt, und dem anderen Fall, wo er sich mit dieser gedehnten Verwendung bereits auf einen Gebrauch stützen kann, der in der Umgangssprache vorgegeben ist. Ich will dafür zwei englische Ausdrücke verwenden und im ersten Fall von «standard-setting» und im zweiten von «standard-using» sprechen. Zur Veranschaulichung der Unterscheidung diene das folgende Paradigma:

(9) «Liebe macht blind.»

Die Beurteilung dieses Satzes fällt je nach der Sprachgemeinschaft, in der wir ihm begegnen, unterschiedlich aus. Entsprechend der eben genannten Unterscheidung können wir zwei Fälle auseinanderhalten.

Erster Fall. Wir befinden uns in einer Sprachgemeinschaft, in der das Wort «blind» bisher nur in einer einzigen Verwendung bekannt ist, in der auf optisch Blinde. Satz (9) wird in dieser Sprache notwendig falsch – Liebe macht nicht optisch blind. Wir wollen aber bona fide annehmen, dass Satz (9) nicht geäußert worden ist, um nur eine offensichtliche Unwahrheit mitzuteilen, dass der Autor damit irgendetwas

hat sagen wollen. Wir sehen uns dann genötigt, nach einer neuen Bedeutung von «blind» zu suchen, die zumindest so beschaffen sein muss, dass der Satz eine empirische Chance hat, wahr zu werden. Angenommen wir gelangen zur folgenden Erklärung: «blind» heisst hier offenbar soviel wie «unfähig, die Fehler des Geliebten, die Vorzüge anderer Leute als die des Geliebten zu sehen» und ähnliches. In diesem ersten Fall können wir sagen, in Satz (9) habe «blind» eine metaphorische Bedeutung; das Wort wird gegenüber dem herkömmlichen Gebrauch in einer neuen Weise – übertragen – verwendet.

Die Frage nach dem Erkenntniswert von Satz (9) ist in diesem ersten Fall unangemessen, denn mit (9) wird im Grunde eine neue Verwendungsregel für «blind» vorgeschlagen (standard-setting). Metaphorische Sätze dieser Art sind irreführend, weil sie durch die indikative Form den Eindruck geben, dass sie eine sprachunabhängige Tatsache mitteilen – sie verleitet daher zur Frage nach der Wahrheit –, auf der anderen Seite sich aber dann enthüllen als ein Ort, wo etwas in der Sprache selbst geschieht, nämlich das Vorschlagen einer neuen Regel für einen alten Ausdruck. In diesem Fall ist die Frage also nicht die, ob (9) wahr bzw. falsch sei, sondern die, ob wir den in (9) heimlich erfolgten Regelvorschlag akzeptieren wollen oder nicht.

Obwohl in diesem ersten Fall die Sätze, mit denen auf diese Weise neue Standards zu setzen versucht werden, für sich selbst keinen Erkenntniswert haben, wird durch das, was in ihnen erfolgt, ein indirekter Beitrag zur Erkenntnis geleistet, nämlich dann, wenn der Regelvorschlag von der Sprachgemeinschaft aufgenommen wird. Dann ist die Sprache um ein neues Wort (wobei hier Lautgestalt und Bedeutung als Einheit genommen wird) reicher geworden. Das ist zwar kein direkter Zuwachs an Erkenntnis, aber eine Erweiterung des Instrumentariums, in dem jede Erkenntnis sich artikuliert: der Sprache. Im Unterschied zu den Metaphern «durch Kategorienvertauschung» treten Übertragungen «durch Bedeutungsdehnung» nicht in Konflikt mit bereits bestehenden Prädikaten, denn sie haben ja gerade den Zweck, einen sprachlich zuwenig erschlossenen Bereich überhaupt erst sprachlich zu erfassen. Das Bedürfnis, die Sprache zu erweitern und zu differenzieren, entsteht nicht nur überall dort, wo in der Umwelt neue Dinge entdeckt oder hergestellt werden, sondern vor allem auch im Blick auf die sprachliche Erfassung der Innenwelt. Die Umgangsspra-

che ist primär extrovertiert; für die Beschreibung innerer Zustände müssen wir das Vokabular weitgehend erst erschaffen, indem wir Ausdrücke, die Äusseres betreffen, auf Inneres übertragen.

Zweiter Fall. Wir befinden uns in einer Sprachgemeinschaft, in der das Wort «blind» bereits in mehreren Verwendungen im Gebrauch ist; nebst der primären Verwendung («optisch blind») sind mehrere andere – sie mögen «derivative» heissen – geläufig: danach kann jemand «blind» genannt werden hinsichtlich Strassenverkehrsgefahren («leichtsinnig»), bezüglich Machenschaften, die gegen ihn im Gange sind («arglos») oder bezüglich Naturschönheiten («ästhetisch stumpfsinnig»). Auch in diesem Fall wird Satz (9) wiederum falsch, wenn wir «blind» als «optisch blind» verstehen; er wird auch falsch, wenn wir «blind» als «Naturschönheit-blind» oder «Machenschaft-blind» verstehen (ein vor-Liebe-Blinder kann für diese Dinge ja durchaus hell-sichtig bleiben). Aber die Übertragung von diesen bereits gebräuchlichen, derivativen Verwendungsweisen auf die neue Art von Anwendungsfällen, auf die (9) zielt, ergibt sich von selbst aufgrund der Regel, nach der «blind» bisher bereits derivativ verwendet worden ist: Nachdem der Übergang von der primären Bedeutung zu einer derivativen früher einmal bereits akzeptiert worden ist, macht jetzt der Übergang von schon gebräuchlichen derivativen Verwendungen zu einer weiteren weniger Schwierigkeit, weil die Ähnlichkeit der Fälle als genügend gross empfunden wird. Andernfalls müsste man es auch bei einem ganz gewöhnlichen Prädikat wie «grün» verbieten, dass es, nachdem es bisher nur an Eichen- und Haselblättern exemplifiziert worden ist, nun auch auf Buchenblätter angewandt wird, weil deren Farbton sich von dem der ersten Arten leicht unterscheidet.

In diesem zweiten Fall wird mit (9) nicht eine neue Regel vorgeschlagen, sondern von einer bereits bestehenden Gebrauch gemacht (standard-using). Sätze wie (9) machen in diesem Fall tatsächlich eine bestimmte Behauptung. Das Wort «blind» in (9) ist freilich in seiner Extension nicht klar bestimmt. Wenn nun aber die Antwort auf die Frage nach der Wahrheit wegen dieser extensionalen Ungenauigkeit schwierig wird, dann liegt das nicht an einer speziell metaphorischen Ungenauigkeit; sondern an einer, die auch gewöhnlichen Wörtern wie «schlau» oder «intelligent» anhaftet. Ausser psychologischen Gründen gibt es in diesem Fall keine, weshalb wir hier überhaupt von einer

Metapher, im Unterschied zu Homonymen, sprechen sollten. Ein gradueller Unterschied besteht vielleicht darin, dass die verschiedenen Extensionen eines Homonyms meist scharf bestimmt sind, wogegen in Fällen ähnlich wie Satz (9) lediglich die primäre Extension («optisch blind») scharf bestimmt ist, nicht aber die derivativen. Doch es ist auch im letzteren Fall möglich, die derivative Bedeutung von «blind» unabhängig von der primären jemanden zu lehren, exemplarisch mit Fingerzeig, indem man auf das verkehrsblinde oder fehlerblinde Verhalten gewisser Leute hinweist und sagt: «Leute, die sich so verhalten, nennt man «blind».¹³

Der Typus «Metaphern durch Dehnung» umfasst mehrere Untertypen. Ich verweise hier nur auf einen von ihnen; er umfasst diejenigen Metaphern, die man «übertriebene Verallgemeinerungen» nennen könnte. Man betrachte die zwei Sätze:

(10) «Alle Menschen sind Neurotiker.»

(11) «Alle Menschen sind Brüder.»

Im Unterschied zu Satz (9) sind diese zwei Sätze, wenn man sie buchstäblich nimmt, zwar falsch, aber nicht unsinnig: einige Menschen sind tatsächlich Neurotiker bzw. Brüder (im leiblichen Sinn). Die Unwahrheit entsteht hier nicht durch eine Übertragung des Prädikats auf einen neuen Referenzbereich, sondern durch eine ungehörliche Ausdehnung des alten Referenzbereichs.

Nach den bisherigen Ausführungen mag es scheinen, als ob die Metapher nur ein kurzlebiges Phänomen sei, weil die Neuverwendung

¹³ Psychologisch mag zwischen Homonymen und Metaphern (standard using) ein Unterschied bestehen. Während wir bei Sätzen, die klare Fälle von Homonymen enthalten, meist aus dem Kontext unbewusst die zutreffende Bedeutung des Ausdrucks entnehmen (vgl. das «Bank»-Beispiel), haben jene Sätze, die Metaphern enthalten, die Eigentümlichkeit an sich, dass wir es zuerst mit der primären Bedeutung versuchen, die den Satz evident falsch macht, und erst danach den Ausdruck anders interpretieren. Das mag damit zusammenhängen, dass bei einem Homonym meist beide Extensionen Objekte enthalten, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Extension entweder der Gestalt nach oder funktional klar identifizierbar ist, dass dagegen bei den Metaphern zwar die Objekte der primären Extension als solche klar, die der zweiten Extension desselben Ausdrucks jedoch nicht klar identifizierbar sind (vgl. «rosten»: oxydieren-müßiggängerisch werden), so dass in unserer Vorstellung zuerst Objekte der primären Extension auftreten, weil sie leichter fassbar sind.

eines Prädikates, sobald sie von der Sprachgemeinschaft akzeptiert worden ist, ihren metaphorischen Charakter verliert. Das ist jedoch nicht durchwegs der Fall. Es gibt viele Metaphern, die sich nicht zu einem gebräuchlichen Ausdruck wandeln und deshalb Metaphern bleiben. Aus den Gesprächen mit Eckermann ist der Ausspruch Goethes überliefert:

(12) «Baukunst ist erstarrte Musik.»¹⁴

In diesem Satz sind zwei Metaphern verflochten: einmal wird gesagt, Baukunst sei eine bestimmte Art von Musik; zum anderen wird von der Musik gesagt, sie könne erstarren. Die erste gehört zum zweiten Typus (Kategorienvertauschung); sie kann nicht gebräuchlich werden, weil sie einer bereits gebräuchlichen Regel zuwiderläuft, nach der Baukunst und Musik eben zwei verschiedene Dinge sind. Die zweite ist durch Dehnung entstanden, aber die Übertragung von «erstarren» auf die Musik bleibt etwas Ungewöhnliches, weil es schwierig wäre, die Anwendungskriterien dieser neuen Bedeutung von «erstarren», speziell in Anwendung auf Musik, anzugeben. Ungewöhnliche Neuverwendungen dieser Art, wie die Lyrik sie in einer grossen Vielfalt kennt, führen aus diesem Grund zu bleibenden Metaphern.

4. Schlussbetrachtung

Die im ersten Teil gezogene Unterscheidung zwischen empirischen und metaphysischen Metaphern noch einmal aufgreifend, möchte ich abschliessend zwei Beispiele von metaphysischen Metaphern betrachten. Sie lassen sich beide als Exempla für den dritten Typus, und zwar im Sinne von *standard-setting*, erkennen.

Beim ersten handelt es sich um einen zentralen Terminus der traditionellen Erkenntnistheorie, um den der «Aussenwelt». Die mit der Vorstellung einer bewusstseinstranszendenten Aussenwelt zu-

¹⁴ Eckermann, *Gespräche mit Goethe*; 23. III. 1829: «Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, sagte Goethe, wo ich die Baukunst eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effekt der Musik nahe.»

sammenhängenden Probleme mögen auf unterschiedlichen Ebenen liegen. Das Problematische an der mit dem Terminus selbst erfolgten Bedeutungsdehnung in bezug auf das Wort «aussen» ist dies: wir wissen zwar, dass wir das «aussen» hier nicht räumlich verstehen dürfen, aber andererseits können wir de facto kaum anders, als die Beziehung zwischen dem Bewusstsein mit dessen Inhalten (den äusseren und inneren Wahrnehmungen) und der als existent (einmal) angenommenen Aussenwelt anders denn raum-ähnlich zu denken. Mit anderen Worten: die im Terminus «Aussenwelt» erfolgte Übertragung von «aussen» auf eine Art von Relation, deren einer Term uns in der Erfahrung nicht gegeben ist, bewirkt nicht das, was sie beabsichtigt: sie verlangt von uns, eine Art von Beziehung zu denken, die wir, da sie unsere Erfahrung übersteigt, nicht denken können. Wir fallen beim Versuch, das «aussen» anders denn als räumlich zu verstehen, immer wieder zurück auf eine Vorstellung von einer zumindest raum-ähnlichen Relation. Mit anderen Worten: wir haben mit diesem Beispiel den für metaphysische Metaphern allgemein charakteristischen Fall vor uns, wo wir vergeblich versuchen, eine Relation zwischen nicht-räumlichen Dingen (dem Bewusstsein, einschliesslich aller seiner räumlichen und nicht-räumlichen Vorstellungen und anderen Inhalten, einerseits und der uns prinzipiell unzugänglichen Aussenwelt andererseits) durch die metaphorische Verwendung eines Ausdrucks für eine räumliche Relation auszudrücken.

Das zweite Beispiel findet sich im Titel von Schopenhauers Hauptwerk «Die Welt als Wille und Vorstellung». Schopenhauer sagt, alle Lebewesen, ebenso alle leblosen Dinge, die uns in der Erfahrung als Vorstellung gegeben sind, seien Objektivationen des Willens. Dass er dabei den Terminus «Wille» nicht in der gebräuchlichen Art verwendet, ist offensichtlich. Er vermittelt mit seiner metaphysischen Grundthese somit nicht eine neue Erkenntnis, sondern einen neuen Regelvorschlag. Dieser besteht darin, den Anwendungsbereich von «Willen» über den bisher gebräuchlichen so weit auszudehnen, dass fortan auch die Erscheinungen der Elektrizität, des Magnetismus, der Gravitation als «Objektivationen des Willens» zu beschreiben wären. Die hier allein sich stellende Frage, nämlich ob wir diesen Regelvorschlag akzeptieren wollen, hängt von der anderen Frage ab, was wir denn gewinnen würden, wenn wir es täten. Es scheint, dass wir zwar

nichts gewinnen, aber vielleicht etwas verlieren würden. Die Bedeutungsdehnung erfolgte hier ja nicht zwecks Schaffung einer neuen Vokabel, mit der wir einen bisher sprachlich unerfassten Gegenstandsbereich erstmals neu zu erfassen suchen; wir würden im Gegenteil mit ihr eine bereits bestehende, sprachlich fixierte Unterscheidung – zwischen Schwerkraft und Magnetismus, Lebensinstinkt und Willenskraft – tendenziell wiederum verwischen. Ausserdem hätte eine derart ausufernde Bedeutungsdehnung eines Wortes zur Folge, dass dieses keine konkrete Beschreibungsaufgabe mehr hätte, denn es gäbe danach nichts mehr, was man nicht als «Objektiviation des Willens» kennzeichnen müsste.

Als Ergebnis der Untersuchung können wir das Folgende festhalten. Die Metaphysik-Kritik des Positivismus, soweit sie sich gegen die metaphysischen Metaphern wendet, ist im wesentlichen berechtigt. Weder vermitteln Aussagen, die Metaphern dieser Art enthalten, Erkenntnisse – weil es sich um implizite Regelvorschläge handelt –, noch gibt es gute Gründe, sie als Regelvorschläge zu akzeptieren, weil entweder die Anwendungskriterien ungeklärt sind (Beispiel «Aussenwelt») oder weil die Bedeutungsdehnung die Sprache nicht bereichert (Beispiel «Wille»). Die Kritik des Positivismus ist aber zu radikal, wenn sie auch solche metaphorischen Sätze, die von Objekten und Vorgängen in Raum und Zeit handeln, als kognitiv sinnlose Scheinsätze verwirft. Denn bei denjenigen unter ihnen, die Metaphern im Sinne von standard-using verwenden, handelt es sich um gewöhnliche empirische Sätze, ausser dass die Extension des Prädikates vielleicht nicht sehr genau bestimmt ist. Und bei den anderen, die Metaphern im Sinne von standard-setting verwenden, handelt es sich zwar nicht um Sätze, die über aussersprachliche Objekte sprechen (obgleich es den Anschein macht), sondern eben um implizite Regelvorschläge. Doch dürfen wir ihnen in diesem letzten Fall einen indirekten Beitrag zur Erkenntnis zubilligen, weil sie Vorstösse darstellen zur Vokabularerweiterung, und damit zur Bereicherung des für die Erkenntnisvermittlung grundlegenden Instrumentariums.

